

male for the boys, female for the girls. The godparent did not in fact emerge as the figure which we know it as in the West until the Carolingian Renaissance, when the godparent's duty to teach the child at least the Creed and the Lord's Prayer became prominent, as it has remained more or less ever since. Children having godparents of a different sex from their own was a Byzantine custom only gradually introduced into the West.

The relations of godparents to natural parents and of godparents to each other is an interesting and complex part of the story. It was only gradually that the importance of god-relationships, as it were, emerged, and, once again, the West on the whole was slower to elaborate this custom, and only did so under the promptings of a papacy which had been influenced by Byzantine practice first. The result of this development was a vast network of sexual taboos, designed to prevent people who were thus spiritually related to each other defiling the relation by carnal intercourse. The Irish, who have ever been Puritanical in matters sexual, contributed considerably to this phenomenon, and folk-religion constantly outran ecclesiastical approval.

In the course of his study Professor Lynch illuminates many interesting points. 'Gossip' one could well have guessed arose from 'god-sib'(ling). But that the word 'cummer', a name which peasant housewives in Walter Scott's novels of Scotland use to each other, is originally 'commater' (co-godmother) is remarkable. The author throws light on the very complicated history of the baptismal rite in the West, which certainly needed tidying up by the time the Carolingian divines took it in hand, and he also (pp. 210-11) describes a crucial period in the development of that mysterious and Protean institution, confirmation. His remarks about early Christian attitudes to human sexuality (pp. 260ff.) should give all students of Christian ethics plenty of material for thought, perhaps disconcerting thought. The statement (p. 86) that the 'Western' interpolation at Acts 8:37 derives from the first century must be questioned; the interpolation should in fact be placed in the second century.

In short, this is a most competent piece of work which should have an appeal for anybody who is interested in not only the liturgical and doctrinal, but also in the social history of the early Middle Ages. 'Spiritual kinship' was a force for cohesion and harmony in a Europe which much needed both.

Manchester

R. P. C. Hanson

Urban Küsters, *Der verschlossene Garten. Hoheliedauslegung und monastische Lebensform im 12. Jahrhundert*. *Studia humaniora. Düsseldorfer Studien zu Mittelalter und Renaissance* Bd. 2, hg. vom Forschungsinstitut für Mittelalter und Renaissance. Droste Verlag, Düsseldorf 1985, 367 S., Paperback, DM 64,-.

„Das Hohelied zeigt Gott den Menschen in der Gestalt der Liebe eines Hirten zu einer Hirtin, daß er sich die innigste Liebesbeziehung zur Menschheit und zu einzelnen Menschen wünscht.“ (Hilda Graef, *Der siebenfarbige Bogen. Auf den Spuren der großen Mystiker*, Frankfurt 1959, 85). Diese Aussage wird heute als unbeweisbare Behauptung von fast allen modernen Exegeten abgelehnt, die dafür Catull und Ovid den Vorzug geben. Die Ablehnung zu überdenken, ja sogar zurückzunehmen, veranlassen am besten die hinreißenden Beispiele der Hochschätzung des Hohenliedes einschließlich dessen wahrhaft religiösen Bezuges, die unsere Geschichte gezeitigt hat. Ein Musterbeispiel fand der Verf. im Erbe der deutschen Vergangenheit und er hat es uns meisterlich erklärt, das St. Trudperter Hohelied, das „schönste Prosadenkmal des deutschen Mittelalters (F. Ohly)“. Von der Wahrheit dieses Superlativs überzeugen seine vielen unermülich alle nur möglichen Aspekte absuchenden Erörterungen. Der theologische Kommentar, meint er, tritt in den Hintergrund, aber – wir meinen – nicht nachteilig. Denn wenn die sozial- und kulturgeschichtlichen Dimensionen der Textstrukturen und -motive entdeckt und ausgemessen werden, eine Überfülle von Fakten aus dem volkssprachlich sozio-kulturellen Hintergrund sowie aus der reformmonastischen Umgebung und vom sozialen Funktionsfeld herangezogen und zu einer *veritas*

*historica* verarbeitet werden, ergibt sich wie von selbst die Ausweitung zu einer *veritas spiritualis vel mystica* in der Beobachtung der Liturgie und Gemeinschaft und Entdeckung der individuellen Gottesminne, deren Grenze und soziale Rückbindung. Für solche „Hilfswissenschaft“ kann der Theologe nur dankbar sein.

Diese „Studie“, wie sie sich bescheiden nennt, beweist schon mit den ausführlichen Verzeichnissen der Texte und Quellen, der Literatur und erst recht mit dem Personen- und Sachregister 335–367, also auf 32 Seiten in Kleinstdruck, sowohl den löblichen Fleiß wie auch die souveräne und volle Auswertung der Vorarbeiten.

An Standardwerken sollte man nichts aussetzen, zumal es sich um Kleinigkeiten handeln kann; doch möge man uns folgendes wenige abnehmen: Um einige Neuerscheinungen sind die Register zu ergänzen, etwa um neue Bände des *Corpus Christianorum* (Hildegard u. Rupert) oder *Germania Benedictina*.

Gern vermißten wir Ausdrücke kata-chronistischer Art: Mönchskirche (190), Liturgie-Statisten (204), Mechanismen wie Lesung, Fürbitte, Zuspruch (209), Amtskirche (216, sollte Schimpfwort bleiben!). Vorschnelle Wertungen wecken unseren Widerspruch: „Gott offenbart sich... allererst der rituellen Kulthandlung der versammelten Gemeinde“ (214); Liturgie bezweckt „Apotheose der Gemeinschaft“ (218); „Gottese Erfahrung“ (254); „Gottesgewinnung“ (268). Abälard kommt zu gut, die „alten Orden“ kommen zu schlecht weg (236, 332); Fegfeuer und Hölle wurden nicht unterschieden (193, 223); Personbegriffe anthropologisch gewendet (236) und die Bezogenheit auf Maria, die Christenheit und Einzelseele (216, 267) bedürfen näherer Erklärung.

Warum aber blieben die vielen althochdeutschen und lateinischen Zitate unübersetzt? Die meisten Redaktionen verlangen heute vom Autor die Übersetzung. Hoffen wir, daß die Leser sich ihrer Bildungslücke bewußt werden und ihr Latein sowohl wie ihr Althochdeutsch wieder auffrischen! Denn es geht um gar köstliche Zitate! Leichter mag gelingen, den Urwald der Fremd- und Fachwörter zu durchqueren, und man wird schließlich zugeben, daß die Fachausdrücke besser als Verdeutschungen ein rechtes Verstehen herbeiführen. Aber schon seiner Zeit hat Scheebens Denkstil viele Leser abgeschreckt und erst spät den hohen Gewinn solch klassischer Lektüre ermöglicht. Möge man sich auch hier nicht abschrecken lassen, wenn man z.B. liest: „Indem der Trudperter Hohelied-Autor unterschiedlichen Auditorien unterschiedliche exegetische Sujets zuordnet, reflektiert er wiederum gattungstypologische Konstellationen, steckt die kommunikativen und sozialkulturellen Felder ab... und beschreibt recht präzise... den Gegensatz...“!

Siegburg

Rhaban Haacke

Johannes Fried (Hg.), *Schulen und Studium im sozialen Wandel des hohen und späten Mittelalters* 1986. 656 Seiten mit 49 Abbildungen. 17×24 cm. Leinen.

Jan Thorbecke Verlag, Sigmaringen. DM 158,-. Band XXX der Reihe „Vorträge und Forschungen“, hsgg. vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte.

„Der vorliegende Band vereint die auf zwei Arbeitstagungen des Konstanzer Arbeitskreises 1981 und 1982 gehaltenen Referate, die weder Geistes- und Wissenschaftsgeschichte für sich, noch bloße Institutionsgeschichte, sei es der im 12. und 13. Jahrhundert entstehenden Universitäten, sei es sonstiger Schulen, zum Gegenstand hatte. Gefragt war vielmehr nach der Ortsbestimmung der im Hoch- und Spätmittelalter sich ausformenden wissenschaftlichen, ‚akademischen‘ Bildung und ihrer Einrichtungen, der Universitäten, im Gesamtgefüge der mittelalterlichen Welt. Die Wechselwirkung zwischen geistiger, wissenschaftlicher Bildung und sozialer Umwelt sollte näher erörtert werden. Die Aufsätze ordnen sich damit in den Kontext einer seit den 1950er Jahren lebhaft in Fluß geratenen Forschung ein, die um die Thesen kreist: ob wesentlich die ‚Liebe zur Wissenschaft‘ konstitutiv für die Entstehung der Universität gewesen sei oder ob das gelehrte ‚Wissen-Wollen‘ auf bestimmte soziale Bedingungen angewiesen ist, die erfüllt sein müßten, um die neue soziale Form, die die Universität schließlich darstellte, entstehen zu lassen. So steht der sozialgeschichtliche Aspekt von Bildung,